

## Tod einer Katze

Gestern war ich mit meiner Katze Dorota beim Tierarzt.

Sie ist nur mit Mühe aufgestanden und beim Sprung auf einen Stuhl gescheitert. Dorota ist eine sehr alte Katze, sie ist in ihrem zwanzigsten Jahr, und man konnte seit längerem beobachten, wie sie langsam dünner und schwächer wurde, aber dieser eine gescheiterte Sprung brachte mich zum Tierarzt. Ich versuche diese Besuche, wenn kein akuter Grund besteht, zu vermeiden, das unaufhörliche klägliche Miauen aus dem Käfig während der Autofahrt zerrt derart an meinen Nerven, dass ich nach einem solchen Besuch länger als das Tier brauche, um mich zu erholen.

Der Tierarzt konstatierte alterstypische Beschwerden, ertastete aber vor allem einen Tumor im Darm, ein Lymphom, was sich nach Ultraschall und Blutuntersuchung (411 Euro) auch mit einiger Sicherheit bestätigte. Jedenfalls ein Todesurteil, wenn auch wie meist in diesen Fällen kein sofort vollstreckbares. Dessen Ansetzung obliegt immer uns Menschen. „Uns Haltern“ ist das Wort, das Tierärzte mittlerweile öfter sagen als „Besitzer“, zumindest bei Katzen, weniger bei Hunden.

Jedenfalls hat schon dort in der Praxis bei aller äußeren Gefasstheit diese innere Taubheit eingesetzt, die Antriebs- und Lustlosigkeit, mit anderen Worten die Depression, die einem solchen Todesfall nicht nur folgt, sondern ihm bereits vorausgeht.

Zum Glück erlebt man als Mensch, der mit Tieren lebt, diese Depression nicht allzu oft, die meiner Erfahrung nach tiefer geht und länger anhält als die Trauer um die meisten Menschen. Aber um ihr entgegenzuwirken, zwingt mich, so schwer es fällt und so sehr ich mich dagegen wehre, diesen Text zu schreiben und genau das zur Sprache zu bringen, was ich lieber als alles verdrängen, vergessen und ignorieren möchte.



Ich bin gescheitert mit meinem ursprünglichen Plan, meine Gedanken zum bevorstehenden Tod meiner Katze zu protokollieren, solange sie noch lebt. Sie lebte nach diesem Tierarztbesuch noch eine Woche, in der ich die Datei mit diesem Text nicht ein einziges Mal geöffnet habe. Heute ist der 16. September, sie starb am 5. September, und seitdem habe ich jeden Tag die Datei geöffnet und davorgesessen, manchmal eine Stunde lang, manchmal mehr, ohne auch nur ein einziges Wort schreiben zu können. Heute also, nachdem ich wieder „wie die Katze um den heißen Brei“ um den Text herumgelaufen bin, ohne ihn anzusehen, ein weiterer Versuch.

Ich sagte, zum Glück erlebe man diese Depressionen nicht allzu oft, denn Katzen und Hunde erreichen häufig ein recht hohes Alter. Meine zwei „Hauptkatzen“ haben mich zusammen vierzig Jahre meines Lebens begleitet, also fast zwei Drittel davon. Die erste, ein langfelliger Kater namens Fitz, im Mai 1986 in Saint-Mandé, einem östlichen Vorort von Paris, geboren und im August darauf zu mir gekommen, war zum Zeitpunkt seines Todes im September 2006 das Wesen, mit dem ich in meinem Leben am längsten zusammengelebt hatte, länger als mit meinen Eltern, ungleich länger als mit jeder meiner Partnerinnen. Entsprechend intensiv war die Beziehung. Bis dahin reine Wohnungskatze, ist er achtjährig zum Freigänger geworden und hat es genossen, aber nie übertrieben. Wir sind sechs Mal miteinander umgezogen, haben einmal das Land gewechselt, er hat durch mich mit vier weiteren Katzen und einem Hund zusammengelebt, mit zwei Frauen

(nacheinander) und mit einem Kind. Er war vierzehn, als dieses Kind geboren wurde, und als seine Nachfolgerin Dorota starb, besaß dieses Kind seit einem halben Jahr einen Bachelorabschluss.

Tiere begleiten mein Leben, prägen mein Leben, seit ich vierundzwanzig bin, und es ist wahrscheinlich, dass mich irgendwann eines überleben wird – immerhin lebe ich nicht allein, sodass auch nach mir für das Tier gesorgt sein wird.

Mein erster Kater lief mir 1983 in Rom zu, und ich war irgendwie stolz, dass sich das Tier gerade mich, der tierlos aufgewachsen war, herausuchte. Als ich nach einem Jahr kurz nach Deutschland zurückkehrte, nahm ich Katzo, wie ich den mittlerweile großen und kräftigen Kater getauft hatte, mit zurück, ließ ihn dann aber aufgrund weiterer bevorstehender Orts- und Landeswechsel bei meinen Eltern, die sich zunächst sträubten, das Tier dann aber bald als willkommenen und pflegeleichteren Ersatz für das ausgeflogene Kind akzeptierten und lieben lernten.

Meine zweite Katze war ein Trennungskind, das zusammen mit der Frau, die 1985 bei mir in Amsterdam einzog, in mein Leben kam: ein großer Kater namens Jeannot, dessen Schwanz in seiner Jugend einmal in einer zugeschlagenen Tür eingeklemmt worden war. Ich spüre noch heute den leichten Knubbel an der Schwanzspitze unter den Fingern. Ich habe Jeannot sehr geliebt. Um ihm nach dem Umzug in die Pariser Wohnung Gesellschaft zu leisten, holten wir uns Fitz. In den Jahren danach kamen noch Ninon dazu, eine kleine, perlgraue, zärtliche und launische Katze, und Momo, ein Findling aus dem burgundischen Dorf, in dem ich zeitweise lebte, pechschwarz und vollkommen unsichtbar in der Nacht, der sich zu einem mächtigen und kräftigen und die Nachbarschaft terrorisierenden Macho entwickelte, zu Hause aber die Rolle als kleiner Bruder von Fitz und Ninon meist akzeptierte.

Zwischen 1991, dem Jahr, in dem Jeannot eingeschlafert werden musste, den ich dann mangels eines Gartens im Wald von Fontainebleau begrub, und 2006 starb kein Tier in meiner Obhut. Fünfzehn lange Jahre mit Katzen- und dann auch mit Hundeglück, das ist eine lange Zeit ohne Trauer, für die ich dankbar bin.

1991 schrieb ich an einem Buch, in dem ich den Tod Jeannots fikionalisierte. Darin stand der Satz: „Als sie ihn im Wald begraben hatten, murmelte K. tränenlos, in hilfloser Auflehnung, er hätte lieber seinen Vater verloren, lieber Vater und Mutter samt der ganzen Verwandtschaft, und in einem trotzigem Versuch, das Ausmaß in Worte zu fassen, setzte er hinzu: und eine Milliarde Chinesen.“ Als das Buch erschien, lächelten Leser leichthin über diese haarsträubenden Übertreibungen, und Kritiker interpretierten sie als Hinweis auf die Lebenskrise des Protagonisten. Aber ich hatte nicht übertreiben wollen. Ich hatte es ernst gemeint.

Seither sind tatsächlich meine Eltern gestorben, ebenso alle Verwandten der vorangegangenen Generation und einige Freunde, und mit Ausnahme des Todes meines Vaters habe ich mit keinem so gehadert, hat keiner mich so tief und langanhaltend in Trauer und Depression gestürzt wie der Tod meiner Katzen und Hunde. Und jedes Mal hätte ich gerne wieder solch einen Handel mit dem Schicksal abgeschlossen: Millionen unbekannter Menschen gegen eine Katze. Du bist krank, sage ich mir dann. Es ist doch nur ein Tier!



Man bemerkt die Abwesenheit einer Katze weniger an einer Veränderung der täglichen Abläufe, umso weniger, wenn eine zweite Katze noch da ist, für die die üblichen Dienste wie Türöffnen und Futterbereitstellen (bis das jeweils Gewünschte darunter ist) nach wie vor geleistet werden müssen.

Nein, diese Abwesenheit fällt durch die Leerstelle auf, die plötzlich wie ein blinder Fleck auf dem Blick liegt, dort, wo zuvor autonome Schönheit zu erblicken war, die ein Glücksgefühl schuf, das jetzt schmerzhaft fehlt.

Eine Katze zu „haben“, ist ein wenig, als hätte man ein geliebtes Kunstwerk bei sich zu Hause, beispielsweise Botticellis „Geburt der Venus“, aber nicht gemalt und gerahmt an der Wand, sondern lebendig geworden und nach eigenem Willen einmal hier sitzend oder liegend, einmal auf Nähe bedacht, dann abweisend, dann wieder fordernd oder einen ignorierend und sich selbst immer genug, in jedem Fall und in jedem Zustand aber ein uneinklagbares, gewährtes Geschenk von facettenreichster Schönheit, auf das nur eine Reaktion möglich ist: dankbare Liebe.

Ein Mensch, der bei Sinnen ist, wird nicht trachten, eine Katze zu „erziehen“. Er wird ihr vielmehr Ehre und Respekt erweisen, wie man früher den alten Göttern Ehre und Respekt erwies, wenn sie sich herbeiließen, aus ihren Gefilden herabzukommen und eine Weile bei einem Wohnung zu nehmen. Daher ist eine Katze auch nichts für Menschen mit einem fragilen Selbstwertgefühl. Man muss in der Lage sein, leichten Herzens von sich abzusehen, um, wann immer nötig (aber es ist im Allgemeinen gar nicht häufig nötig) einem perfekteren Wesen, als man selbst ist, dienstbar zu sein.

Anders verhält es sich mit einem Hund. Als ich meinen ersten ins Haus bekam, erklärte mir ein Freund, der mit Hunden aufgewachsen war: „Du wirst sehen, es ist ein wenig, wie ein behindertes Kind zu haben. Die Liebe wird unendlich sein, aber es ist eine Liebe, die keine Entwicklung kennt und in der sich nicht mit der Zeit ein Verhältnis auf Augenhöhe entwickelt. Du bleibst zeit seines Lebens verantwortlich für ihn, andererseits wird er dir aber auch nie entwachsen und dich verlassen.“

Wobei auch der simple Anblick eines geliebten Hundes einem manchmal, wie der einer Katze, das Herz schmelzen lassen kann. Ich bekomme von meiner Frau immer wieder strenge Verweise, weil ich meinem (sehr verfressenen) Hund ein Leckerli zustecke. „Und wofür war das jetzt?“, fragt sie dann, „nur weil sie so schön ist?“ Und genau das ist tatsächlich der wahre Grund für dieses Leckerli. Es ist keine Belohnung für ein Kunststück oder fürs Gehorchen – es ist überhaupt keine Belohnung, sondern eine simple Huldigung.

Natürlich sollte man solche Huldigungen nicht zu oft darbringen. Sie sind eindeutig „falsche Erziehung“. Solche Gedanken muss man sich bei einem Hund machen, nicht bei einer Katze. Das ist einer der Unterschiede.

Der Hauptunterschied ist der, dass ein Hund kommt, wenn man ihn ruft. Dementsprechend kann man mit einem Hund mehr „machen“ als mit einer Katze. Die Katzen liegen auf meinem Schreibtisch auf den Manuskriptblättern, und man liebt sie dafür, dass sie einen von der Arbeit abhalten. Mit dem Hund dagegen muss man raus, mit ihm spazieren gehen, mit ihm spielen.

Ich dachte lange, ich sei ein Katzenmensch, und saß dem Klischee auf, man könne nur das eine oder das andere sein. Das änderte sich, als ich meinen ersten Hund bekam, als man mich erpresste, ihn zu nehmen, wäre genauer formuliert. Freunde im Burgund hatten einen kleinen Bauernhof mit Ziegen und Schafen, aus deren Milch sie Käse herstellten. Es gab einen Hof- und Hütehund, zu dessen Aufgaben es unter anderem gehörte, die Tiere in die Melkanlage zu treiben. Eines Tages bekam dieser Hund Junge. Die Freunde töteten sieben der Welpen, einen ließen sie leben. Ich war ein wenig schockiert, aber wer jedes Jahr Dutzende Lämmer und Zicklein zum Abdecker geben muss, um aus der Milch, die für sie bestimmt war, Käse zu machen, kann sich die Art von übersteigerter Sensibilität, wie sie einem Stadtmenschen wie mir eignet, nicht leisten.

Diesen Welpen, der schon verdächtig große Pfoten hatte und schließlich einmal vierunddreißig Kilo wiegen würde, boten sie mir an. Ich lehnte ab, ich sei ein Katzenmensch und wolle und könne mich nicht mit einem Hund belasten. Das ging so ein paar Wochen lang, schließlich sagten sie eines Abends beim Essen, die beiden Hunde, Mutter und Tochter, lagen auf einem Fell vor dem Kamin: „Du brauchst es dir nicht mehr zu überlegen. Wir haben jemanden für Mara. Ein Handwerker im Dorf sucht einen Kettenhund.“ „Ihr Arschlöcher!“, sagte ich halb lachend und war Hundebesitzer.

2006 starben binnen Kurzem Mara und Fitz, und Freunde gratulierten uns, nun seien wir endlich frei für längere Reisen, ohne uns Gedanken machen zu müssen. Die Familie hielt die tierlose Leere genau sechs Wochen aus, dann waren wir in einem privaten Tierheim im Osten Berlins und kamen mit einer vier Monate alten Katze von einem polnischen Bauernhof und einem vermutlich vierjährigen Straßenhund aus San Sebastian nach Hause, den ein gutherziger deutscher Tourist vor der Euthanasie gerettet hatte. Das war Amber, und die Katze war Dorota. Auf Hygiene und Gesundheit war in diesem Tierheim nicht geachtet worden, unser Tierarzt konstatierte bei Dorota einen Katzenschnupfen und gab ihr vier Wochen. Aber sie kam vom Bauernhof, hatte all ihre Instinkte und einen zähen Überlebenswillen und besiegte die Krankheit. Danach prophezeite der Arzt ihr wegen der Langzeitfolgen bestenfalls elf Jahre Leben. Sie ist fast zwanzig geworden.

Ich erinnere mich, wie sie den vier wie sie selbst in unterschiedlichen Mustern schwarz-weiß gefärbten Kätzchen, die sie 2008 im Kleiderschrank zur Welt gebracht hatte, das Jagen beibrachte. Die Kleinen saßen im Halbkreis vor ihrer Mutter, die eine Libelle gefangen und sie halb flugunfähig gemacht hatte, sodass sie nur noch in kleinen Bögen auf und ab flattern konnte. Grausam, wie es natürlich war, war es zugleich eines der so vielen unvergesslichen Bilder aus unserem gemeinsamen Leben. Oder besser gesagt, einer der Momente, die, selbst wenn man sie vergisst, im Augenblick ihres Geschehens einen unvergleichlich reinen Kristall des Erlebens schaffen.

Solche Erinnerungen erklären für mich sehr gut die kleinen Instagram-Geschichten vom Cocooning mit Tier, in denen Walter-Matthau-artige ältere Männer wie ich wohligh seufzend zugeben, dass sie heutzutage, anstatt auszugehen, lieber mit ihren Tieren zu Hause bleiben.



Apropos Instagram: Jeder Selbstvermarkter in den sozialen Medien hat als erste Lektion gelernt, dass Bilder und Videos von Hunden und Katzen die Klickzahlen erhöhen. Die sozialen Medien sind eine überreiche Fundgrube, um mehr über die unglaubliche Popularität dieser Tiere und über die vielfältigen Verhältnisse zu Menschen zu erfahren. Die Genres, in denen Hunde und Katzen vorkommen, sind zahllos, wobei die Tendenz besteht, Katzen als dekorative Elemente, Hunde als Actionhelden zu zeigen. Es gibt die barfüßigen Malerinnen pastellfarbener abstrakter Bilder, in deren Ateliers oft eine Katze zwischen den Beinen der Künstlerin umherstreift, seltener und wenn, dann eher bei gegenständlichen Malern, ein Hund.

Es gibt das dramatische Genre der Hunderettung (nie der Katzenrettung), das paritätisch Männer, Frauen und Paare zeigt, die einen Hund aus einem südlichen Land, einem Tierheim oder von der Straße holen, oft einen Welpen, oft halb verhungert, und ihn aufpäppeln, um ihm sein, wie es in der Sprache der sozialen Medien heißt, „best ever life“ zu ermöglichen. Was diese Videos so herzerwärmend macht, ist das garantierte happy ending.

Hundespezifisch sind die Videos von besonders intelligenten, gelehrigen und aktiven Tieren: Bordercollies beim Hüten von Schafen, Agility-Wettbewerbe, besonders gut parierende Hunde. Katzen dagegen werden, wenn sie nicht nur einfach als schön und anwesend gezeigt werden, gerne

in komischen Zerstörungsvideos gezeigt, bei denen die Halter gute Miene zu heruntergefallenen Vasen und zerrissenen Vorhängen machen. Das hündische Äquivalent dazu sind Videos, die mit ungeheurem technischen Aufwand gedreht werden und in denen intelligente Hunde die komischen Helden kurzer Abenteuer sind, in denen sie ihre Frauchen und Herrchen verblüffen, überlisten oder deren Leben karikieren.

Adepten des Vanlife kommen so gut wie nie ohne einen Hund aus, der schon abenteuerlustig zu hecheln beginnt, wenn sie an irgendeinem Panoramapunkt aus ihrem Auto klettern und die Wanderschuhe schnüren. Katzen erscheinen bei diesen Menschen nur im Subgenre des Späthippie-Paares, das im umgebauten Schulbus durch die USA reist, und liegen dann auf Häkeldecken mit indigenen Mustern im Wohnraum.

Interessant ist auch, in welcher Art von Videos Hunde und Katzen abwesend sind: Investitionstipps, finanzielle Selbstoptimierungsvideos – ein wenig verkürzt gesagt alles, wo ernste und erfolgreiche Männer in Anzügen vorkommen. Dagegen sind die Bilder und Filme Legion, die man dem Genre meditativ-therapeutisch zuordnen könnte und die nur eines zeigen: ein Fest der Liebe und Treue, des Vertrauens und Glücks, das mehr (und das wird häufig auch gekonnt ironisiert) als mit jedem Menschen nur zwischen Tier und Mensch möglich sei. Wer auf Instagram ein Video entdeckt mit einem Titel wie „Seven signs your dog loves you“ oder „Nine signs your cat is truly happy“, der darf sich auf ein paar Sekunden zutiefst beglückende Weltflucht freuen und natürlich auch auf die Bestätigung, dass das eigene Tier unweigerlich zu den glücklichen gehört und einen liebt.

Was man dementsprechend nicht sieht, weil es keiner sehen will, sind Szenen der Tierquälerei. Manche Menschen, darunter ich, sind merkwürdig gepolt. Ich kann mir problemlos Filme ansehen, in denen ein Dutzend Menschen auf blutigste Art und Weise massakriert werden, aber wehe, ich sehe eine Szene, in der ein Tier zu Schaden kommt – dann schalte ich sofort ab. Als Fan der Coen-Brüder habe ich mir die DVD von „Inside Llewyn Davies“ gekauft, dem großartigen Film über einen nur halb erfolgreichen Folkmusiker im Greenwich Village der frühen Sechziger, der mit der Pointe des ersten Auftritts von Bob Dylan endet. Aber in diesem Film muss der Hauptdarsteller die Katze von Freunden hüten, und natürlich entwischt sie, er findet sie nicht wieder, und man kann sich ausmalen, wie sie in den Straßen New Yorks zu Tode kommt. Diese Episode entspricht genau einem meiner immer wiederkehrenden Albträume, in denen meine Katze auf einer belebten Kreuzung aus ihrem Tragekorb springt, ich sie vergeblich einzufangen versuche und in solche Panik gerate, dass es mich in diesem Moment jedes Mal gnädigerweise aus dem Traum reißt. Ich habe den Film nie ein zweites Mal angeschaut.

Hunde und Katzen haben in der Populärkultur von Film und Fernsehen bis hin zu Comics seit jeher ihren Platz, man denke an Lassie oder Snoopy aus den „Peanuts“, an Tom aus „Tom & Jerry“ und Garfield, an „Calvin und Hobbes“ oder den frühesten Katzenstar des Internets, Simon Tofields „Simon’s Cat“. Aber in den sozialen Medien ist der Topos noch einmal explodiert, und von absurd bis niedlich, von heimelig bis anarchisch wird täglich der Beweis geführt, dass der Mensch im Grunde nicht für die Partnerschaft mit einem anderen Menschen oder den sozialen Umgang mit ihnen geschaffen ist, sondern für ein (exklusives) Leben mit Tier. Das ist seine einzige Chance, einen Lehrer in Lebensgenuss zu finden und seinem Leben Sinn zu verleihen.

◆ ◆ ◆

Wenn ich nicht der Einzige bin, der seine Haustiere auf befremdlich abgöttische Weise liebt – und das bin ich nicht –, dann muss diese Entwicklung Gründe haben. Dass ich es nicht bin, zeigt der

Augenschein in meinem Bekanntenkreis und zeigen die Statistiken. Laut übereinstimmenden Quellen leben in deutschen Haushalten mittlerweile erstaunliche 34,3 Millionen Haustiere, das sind fünfzig Prozent mehr als noch im Jahr 2010, davon, ich zitiere, „10,5 Millionen Hunde, was bedeutet, dass etwa jeder fünfte Haushalt einen solchen vierbeinigen Freund beherbergt. Bemerkenswert ist auch die Altersstruktur der Hundehalter: Die größte Gruppe stellen Menschen über sechzig Jahre dar. Allerdings verteilt sich die Hundehaltung recht gleichmäßig über verschiedene Altersgruppen, wobei Menschen zwischen dreißig und neunundfünfzig Jahren zusammen etwa neunundfünfzig Prozent der Hundehalter ausmachen. Katzen bleiben unangefochten die Nummer eins unter den Haustieren in Deutschland. Mit 15,7 Millionen Exemplaren leben sie in jedem vierten deutschen Haushalt. Diese hohe Zahl macht Deutschland zum Land mit den meisten Katzen in Westeuropa.“

Wer einen Hund oder eine Katze hat, gibt im Laufe von deren Leben leicht zehn- bis zwanzigtausend Euro für das Tier aus, unter Umständen sogar mehr, und ich kenne tatsächlich auch nur Menschen, die, was ihr Tier und dessen Wohlbefinden betrifft, ebenso wenig aufs Geld schauen, wie sie das für ihre Kinder tun. In meinem durch tägliche Hundespaziergänge erworbenen Bekanntenkreis zumindest kann ich es beständig sehen. Ein Hund bekommt zweimal die Woche Physiotherapie wegen eines Bandscheibenvorfalles und wird die Treppe hinuntergetragen, weil das Abwärtsgehen nicht gut für seinen Rücken ist. Eine ältere alleinstehende Bekannte meldet sich auf dem Anrufbeantworter mit ihrem und dem Namen ihres Hundes, eine andere trauerte deutlich länger um ihren Hund als um ihren Ehemann, die beide innerhalb kurzer Zeit verstorben waren (einen neuen Freund hat sie bereits, aber einen weiteren Hund will sie sich nie mehr anschaffen). Nachbarn haben für ihren älteren Hovawart, dessen Hinterläufe gelähmt sind, eine Konstruktion mit zwei Rädern zum Umschnallen entwickelt, die es ihm erlaubt, weiterhin an den Spaziergängen teilzunehmen, an denen er hängt. Solche Beispiele für Liebe, Fürsorge und das Bemühen, dem Tier ein möglichst langes Leben zu ermöglichen, kenne ich unzählige. Also noch einmal: Warum?

In einer Familie aufgewachsen, die nichts mit Tieren anfangen konnte, nie welche besessen hatte und voller Vorurteile gegen sie war („Katzen sind falsch“, sagte meine Mutter mir und: „Hunde sind schmutzig, weil sie ihre Nase in jeden Dreck stecken, also wasch dir sofort gründlich die Hände, wenn dich je einer berührt. Und berühre du keinen, sonst wirst du gebissen“), kannte ich als Kind tatsächlich kaum Menschen mit Haustieren. Ein Verwandter aus Hanau, von Beruf Bäcker, war Jäger und hatte einen scharfen Schäferhund und einen bissigen Dackel, und ich fürchtete die Begegnung mit beiden in der Jagdhütte des Onkels, als müsste ich einen Tigerkäfig betreten.

Katzen kannte ich nur von Bauernhöfen, wo sie so lange geduldet wurden, wie sie Mäuse und Ratten jagten – sie bekamen auch sonst nichts zu essen, und unter den Dorfkindern war es ein Sport, mit Steinen nach ihnen zu werfen (was keinen Erwachsenen störte). Einer dieser Knaben prahlte einmal vor mir, er habe mit einem gezielten Wurf einer Katze ein Auge ausgeschossen.

Ich habe zwar keinen statistischen Beweis, aber ich müsste mich sehr täuschen, wenn nicht noch in den Sechzigern und Siebzigern das Verhältnis zu Katzen und Hunden sehr viel brutaler, herzloser und utilitaristischer gewesen wäre als heute. Etwas hat sich also verändert und entwickelt, nicht nur dass um das Wohlergehen von Haustieren eine ganze Industrie gewachsen ist, von optimierter Nahrung über Training, Selbstoptimierung bis hin zu Kleidung und Wellness-Behandlung.

Der tiefere Grund für all dies? Etwas muss sich seither in unserem Leben, unserem Zusammenleben, in unserer Gesellschaft verändert haben. Wenn es so ist, dass all die positiven

Eigenschaften, die wir Katzen und Hunden zuschreiben, offenbar essenziell für uns sind – also ihre absolute Treue und Verlässlichkeit, ihre bedingungslose Liebe und Zuneigung, ihr unhinterfragtes Vertrauen in uns und unseren besten Willen –, heißt das dann nicht, dass wir diese Eigenschaften außerhalb unseres Verhältnisses zu den Tieren vermissen? Dass sie uns fehlen, abhandengekommen sind, dass wir anderweitig nicht mehr an sie glauben? Dass wir um sie betrogen worden sind oder noch schlimmer: Dass wir sie selbst – gegenüber Menschen – verloren haben? Kompensieren wir in unserer Liebe zu den Tieren einen Mangel? Und was wäre das, woran es uns mangelt? Offenbar mehr und mehr in den letzten Jahren.

Eines ist uns zweifellos abhandengekommen, und das ist ein gewisses Grundvertrauen. Ein Grundvertrauen in den Staat, darin, dass er seine Aufgaben erledigt, dass er im weitesten Sinne in unserem Interesse handelt, jedenfalls dass er nicht unser Feind ist, vor dem man sich hüten und abschotten muss. Grundvertrauen aber auch in die Offenheit unserer eigenen Zukunft – die Horizonte scheinen enger zu werden. Mit dem Glauben an die Verlässlichkeit der Gesellschaft, in der wir leben, schwindet paradoxerweise aber auch unsere eigene Verlässlichkeit. Wenn man das Gefühl hat, dass die Prinzipien von Treu und Glauben nicht mehr gelten, erodieren früher oder später auch der eigene Anstand und der eigene gute Wille.

Wie heißt es in William Butler Yeats' ebenso apokalyptischem wie prophetischem Gedicht: „Things fall apart; the centre cannot hold; Mere anarchy is loosed upon the world.“ Aber auch ohne übertriebene Schwarzmalerei kann man feststellen, dass die unhinterfragten Gewissheiten, die wir in unserem Leben brauchen (ich bin immer noch bei den Tieren!), weniger und schwächer werden: in Familien, in Partnerschaften, im Berufsleben, was den Sinn von Arbeit betrifft, was die Aussicht auf ein Leben ohne Krieg betrifft, was die Garantie körperlicher Unversehrtheit betrifft, was die Hoffnungen für die kommenden Generationen betrifft.

Das gesellschaftliche Klima kühlt – anders als das meteorologische – heftig ab, das gesellschaftliche Leben wird härter und rücksichtsloser, und zwar von oben und unten zugleich, und was lange als Zement des gesellschaftlichen Zusammenhalts galt, bröselt weg und wird zu Recht oder zu Unrecht problematisiert: Nation, Religion und Kirche, Familie, die Verlässlichkeit von Arbeit, das Aufstiegsversprechen. Auch die voranschreitende Digitalisierung, von der so viel Fortschritt und Verbesserung erwartet wird, hat ihre Schattenseiten. Sie kann zu Vereinzelung, zu Vereinsamung, zu Solipsismus und zur Virtualisierung und Entfleischlichung menschlicher Beziehungen führen. Und der Markt frisst sich wie das Nichts in Michael Endes „Unendlicher Geschichte“ immer weiter voran in unsere früher vor ihm geschützten privatesten Bereiche. Dass Zwanzigjährige ihre Liebesabenteuer und Partner vom Algorithmus eines Unternehmens ausgesucht und vermittelt bekommen, war noch vor einer Generation undenkbar.

Natürlich will ich mit dieser Liste von Verlusten und beängstigenden Veränderungen genau auf diesen Punkt hinaus: Tiere sind vor ihnen geschützt und scheinen uns ein Stück weit vor ihnen zu schützen. Oder uns zumindest über diese Verluste zu trösten.

Läuft also alles, was mir zum Tode meiner Katze einfällt, auf Eskapismus hinaus? Gar auf eine Apologie des Eskapismus? Ziehe auch ich mich sukzessive aus der Gesellschaft, aus dem Leben unter Menschen zurück und überkompensiere meine Ängste, Trägheiten und meinen Überdruß in übertriebener Liebe zur Kreatur, die mich nicht enttäuschen wird, solange ich sie nicht verlasse, die mich bedingungsloser liebt als je ein Mensch und die mich vor allem nicht zu optimieren, zu verändern, zu verbessern, zu adaptieren sucht? Die mir nicht widerspricht und mich gelten lässt,

wenn auch nur in der kleinen Welt unserer vier Wände, aus der sie nicht entkommen kann und ich nicht mehr entkommen will?



Ars moriendi – an ihrem letzten Tag, dem 5. September 2025, ging Dorota, als meine Frau um sieben Uhr die Terrassentür für die Katzen geöffnet hatte, hinaus, die Treppe hinunter und in den Garten, was sie jeden Morgen tat. Meine Frau hatte ihr am Vorabend noch eine halbe vom Tierarzt verordnete Prednisolon-Tablette verabreicht, die Dorota früh in der Nacht mitsamt dem wenigen Essen, das sie zu sich genommen hatte, erbrach, eine Belastung, für die sich meine Frau hinterher Vorwürfe machte.

Als der Kaffee fertig war und Dorota, anders als Lutz, von dieser ersten Inspektionsrunde nicht wie sonst nach fünf oder zehn Minuten zurückgekehrt war, ging meine Frau in den Garten nachsehen. Es war ein kühler, etwas regnerischer Frühherbstmorgen, und sie fand die Katze in der Nähe des Schuppens halb unter einer Thuja reglos im Gras liegen. Sie erschrak, denn sie hielt sie zunächst für tot, aber sie war nicht tot, sie war lediglich ein wenig kühl von der kalten Erde, lag aber ansonsten ganz entspannt da. Natürlich hob meine Frau sie auf, brachte sie hoch auf die Terrasse und legte sie auf die Kissen, auf denen sie den größeren Teil der vorherigen warmen Tage verbracht hatte.

Wir frühstückten, und als wir wieder nach Dorota sahen, lag sie nicht mehr auf den Kissen. Wir gingen die Treppe hinunter und fanden sie auf einem Streifen Erde nahe dem Zaun liegen, vor dem einsetzenden Nieselregen unter den Eiben geschützt. Wieder brachten wir sie nach oben auf ihr Kissen, um sie vor Wind und Wetter in Sicherheit zu bringen, und streichelten sie ausgiebig, bevor wir ins Haus gingen. Eine halbe Stunde später gingen wir nachsehen, und sie lag nicht mehr auf dem Kissen. Wieder die Treppe hinunter und nach ihr suchen. Diesmal fanden wir sie, immer noch unter der Eibenhecke, aber ein Stück versteckter, ein paar Meter vom vorigen Platz entfernt, wieder auf der Erde liegen. Halb eingerollt, in der gleichen Position, in der sie ansonsten jahrelang auf dem Sofa, einem Sessel oder auf dem Bett geschlafen hatte. Ruhig und entspannt. Diesmal verstanden wir.

Wir verstanden und überwandern uns daher, sie nicht mehr hin und her zu tragen und ihr ihren Willen zu lassen. Es gehörte nicht viel dazu, außer Überwindung, einzusehen und zu akzeptieren, dass dies der Platz war, den sie sich zum Sterben ausgesucht hatte. Der dritte Platz heute Morgen, von zweien hatten wir sie fortgebracht, Menschen sind langsam im Verstehen.

Irgendwann musste meine Frau fort zur Arbeit, nachdem sie mir eingeschärft hatte, nicht aus Sentimentalität und falscher Fürsorge die Pläne Dorotas zu durchkreuzen. Die Mahnung war unnötig, ich hatte es akzeptiert, ich hatte nur noch Angst vor der Art und Weise des Sterbens.

Unter der Eibe drang der Regen nicht bis zur Katze durch, dennoch war ich dankbar, dass es um halb zwölf zu nieseln aufhörte und der Himmel langsam aufklarte. Ich ging alle zehn Minuten nachsehen, aber es veränderte sich nichts. Die Katze lag entspannt da, die Augen manchmal zu, manchmal offen, dann ging der große Blick zwischen den Grashalmen hindurch. Sie atmete leise und flach, aber regelmäßig. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und legte mich in ihre Nähe. Nahe genug, um die Fliegen zu verscheuchen, die mit der herauskommenden Sonne um ihren Körper und Kopf zu summen begannen, weit genug weg, um sie nicht zu belästigen.

Die Atmung wurde langsamer und flacher, sie wehrte sich nicht gegen die Fliegen (das tat ich), es gab kein Keuchen, kein rasselndes Atmen, keine Konvulsion. Es gab kein Hecheln, kein Miauen,

kein Sichwinden, kein Aufbäumen. Überhaupt keine Bewegungen bis auf ein zweimaliges sanftes Kräuseln der Schnurrhaare.

Ich habe nie in meinem Leben jemanden so sanft, so beherrscht, so selbstbestimmt sterben sehen. Ich habe niemanden in meinem Leben je mit solch einer ungeheuren Würde, Ruhe und Gelassenheit Ort, Zeitpunkt und Umstände des eigenen Todes herbeiführen sehen. Ich glaube nicht, dass ich, dass überhaupt ein Mensch dazu fähig wäre.

Irgendwann hatte ich den Eindruck, dass der Blick leer geworden war. Sonst hatte sich nichts geändert.

Michael Kleeberg ist Schriftsteller. Im Mai erscheint sein neuer Roman „Achilles in Taormina“ (Penguin).